



Hartmut Kühne

Atomdeal mit Kater

Kriminalroman

Hartmut Kühne

Atomdeal mit Kater

Kriminalroman



SPICA



www.spica-verlag.de

© Spica Verlag GmbH
1. Auflage, 2021

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Autor: Hartmut Kühne
Für den Inhalt des Werkes zeichnet der Autor selbst verantwortlich.
Die Handlung und die handelnden Personen sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen wären zufällig und unbeabsichtigt.

Gesamtherstellung: Spica Verlag GmbH

Printed in Europe
ISBN 978-3-98503-016-3

Inhaltsverzeichnis

[Nacht](#)

[Blut](#)

[Müll](#)

[Markttag](#)

[Käsekuchen](#)

[Blicke](#)

[Eier](#)

[Dreckwäsche](#)

[Geldversteck](#)

[Steppe](#)

[Dreck](#)

[Leichen](#)

[Pupillen](#)

[Bellen](#)

[Deutschstunde](#)

[Gift](#)

[Schnapsflasche](#)

[ZivilbulLEN](#)

Raki

Bundfaltenhosen

Motorenlärm

Dosentomaten

Flüchtlings

Särge

Gewitter

Schnitzelklopfen

Brandgeruch

Schwitzbad

Schwimmstunde

Fressnapf

Stöckelschuhe

Telefonzelle

Wildschweine

Curry-Wurst

Schläge

Glockenschlag

Jagden

Essensreste

Verkehrslärm
Zuckerperlen
Wüste
Rohrbruch
Tresor
Mausoleum
Zwischenlandung
Stromausfall
Toilettengang
Verließ
Tulpenblüte
Hausbesetzer
Krallen
Sturm
Wildschweinwürste
Kanzlerfragen
Schwalbenflug

Nacht

Berlin in jenem November, der alles verändern sollte: Ein besonderes Geräusch durchdrang diese Tage, ein Hämmern, so als würden Spechte geistesgestört an eine Felswand statt an Bäume klopfen. Metallisch und stumpf hörte sich das an, aber irgendwie auch harmonisch wie ein Konzert von vielen Steinmetzen, die gemeinsam an einer neuen Skulptur arbeiteten. Dieses Hämmern, es kam von den Mauerspechten, den unzähligen Leuten, die sich aus der Berliner Mauer kleine Steine als Souvenirs herausbrachen.

Kurt Statzkowski wollte das alles nicht hören, als er, spät am Abend, über die dunkle Friedrichstraße lief. Viel war hier nicht los, nur ein Trabbi tuckerte in Richtung Unter den Linden. Seinen wulstigen Wollmantel hatte Statzkowski mit einem Gürtel eng geschnürt und den Schal fest um den schmalen, schon faltigen Hals gebunden. Allein die etwas dicken Lippen und Tränensäcke gaben seinem kantigen Gesicht ein paar Rundungen. Statzkowski wirkte älter, als er war, seinen vierzigsten Geburtstag hatte er erst vor kurzem gefeiert. Doch Falten durchzogen bereits seine Stirn und zusätzlich hatten die letzten Wochen ein paar Furchen in die Haut gepresst.

Denn der Umsturz dieses Herbsts 1989 bedeutete einen Absturz für Statzkowski. Der Aufbruch, diese Hektik, das alles ließ ihn kalt, ja mehr noch, es stieß ihn ab: Das war das Ende einer Ordnung, in der er sich so gut eingefügt hatte. Die Öffnung nach Westen empfand er als Gefahr, stand dort doch der Feind, der Faschismus nämlich. Lauter Verrückte sind jetzt unterwegs, auch diese Mauerspechte, dachte sich Statzkowski, Idioten, die nachts Betonbrocken

aus der Mauer hauen, statt zu schlafen! Da konnte er sich so richtig aufregen.

Statzkowski hielt eine dunkelbraune Aktenmappe fest unter seinem Arm. Gerade hatte er wichtige Unterlagen, alle geheim, aus dem Safe in der Stasi-Zentrale geholt. Jetzt musste er das Nötigste retten, das war sein Plan, deshalb der Gang durch die kalte Novembernacht. Statzkowski erreichte sein Ziel, die Mohrenstraße. Das Hämmern der Mauerspechte füllte die Luft, denn die Grenze zum Westen war nah. Hier wirkte Berlin besonders dunkel und grau. Einzig ein Haus war hell erleuchtet und sah modern aus, ein weißer Büroblock mit vier Stockwerken, davor ein Metallzaun, mehr als mannshoch und aus breiten Eisenstangen geformt. „Botschaft der Demokratischen Volksrepublik Korea“ stand auf dem Metallschild am Zaun. „Guten Abend, Genosse“, sagte ein Mann und beugte sich aus einem kleinen Wärterhäuschen heraus, das neben dem Tor zum Gelände lag. Man erwartete Statzkowski bereits.

Ein schweres Tor öffnete sich und ein anderer Mann, diesmal ein Koreaner, winkte Statzkowski heran. Eine breite Treppe führte hinauf ins Botschaftsgebäude. Statzkowski betrat das Gebäude und schon fiel hinter ihm die Metalltür zum Gebäude krachend ins Schloss. Er sah sich um: kahle Wände, ein langer Flur und über ihm eine Neonleuchte, die alles in gretles, milchiges Licht versetzte.

Die Haut des Koreaners glänzte wie ein glatt gewachster gelber Apfel. Neben ihm trat eine ältere Frau hinzu. Ihr Gesicht wirkte ganz anders. Es erinnerte an altes Leder. Statzkowski ließ seinen Blick von der Frau zum Ende des Flurs wandern. Dort hing ein Foto: Kim Il-sung, der Präsident und „Große Führer“, wie die Nordkoreaner ihn nannten.

„Danke, Genossen, Danke. Es ist jetzt mitten in der Nacht und ihr habt mir eure Türen geöffnet“, sagte Statzkowski nervös, schnaufte und sah sich nochmals um. „Ihr wisst Genossen, die Lage ist nicht einfach. Bei uns tobt die Konterrevolution. Der antifaschistische Schutzwall ist durchbrochen. Ob die sowjetischen Genossen noch hinter uns stehen? Ich fürchte nein. Wir müssen vorsichtig sein.“

„Keine Sorge. Hier bist du sicher - und deine Papiere“, antwortete der Mann in solidem Deutsch und wies mit einer Armbewegung den Gang entlang. „Gehen wir in mein Büro. Dann reden wir über alles.“ Statzkowski atmete tief durch. Er hielt die Aktentasche fest an seinem Körper und lief voran, hinter ihm die Koreaner. Statzkowski spürte ihren Atem, so nah waren sie an seinem Rücken.

Die beiden Koreaner brachten ihn in einen Nebenraum: Auch dort strahlte Neonlicht, eine Blümchentapete klebte an den Wänden und in der Mitte hing wieder ein Porträtfoto. Kim Il-sung lächelte herab, herrschaftlich, aber auch ein wenig gütig. Statzkowski setzte sich auf einen Stuhl und richtete sich auf. Der Koreaner ging zu einem Tischchen. Dort stand eine grüne Thermoskanne. Dampf stieg auf. Die Frau goss Tee in eine grüne Schale aus Plastik und sagte nur ein Wort: „Nimm.“

Statzkowski trank. Der warme Tee tat ihm gut. Er räusperte sich. „Ich bin auf eurer Seite“, flüsterte er mehr, als dass er sprach. „Wir sind beide für den Sozialismus“, fügte er hinzu, und bei diesem etwas komplizierten Wort „Sozialismus“ hatte er alle Mühe, die Silben nacheinander zu setzen. Statzkowski schloss kurz die Augen.

Der Koreaner sagte: „Ihr habt die kommunistische Sache verraten. Wir können euch nicht mehr vertrauen. Weisung aus Pjöngjang. Eine neue Zeit ist angebrochen.“

Dann schwiegen sie. Die Frau trank Tee, der Mann sah an die kahle Wand ihm gegenüber. War alles umsonst?, fragte sich Statzkowski. Er wollte die Papiere in Sicherheit bringen, alles geheime Dossiers zu Nordkorea. Viele Jahre hatte er sich um die Kontakte zu dem Partnerland in der Ferne gekümmert und war sogar öfter dorthin gereist. Das durfte nun nicht vergebens sein, dachte er sich, der Kampf muss doch weitergehen, aber eben indem er, Major Statzkowski, für Nordkorea arbeitete, nachdem die DDR ihm untreu geworden war, nicht umgekehrt. Doch jetzt wollten die Genossen aus Asien sein Angebot ausschlagen? Also war alles umsonst?

„Ich verstehe eure Vorsicht, Genossen“, sagte Statzkowski schließlich in die Stille hinein. „Dort sind die Papiere.“ Er legte die Unterlagen aus der Aktentasche auf den Tisch, braune Ordner, das seien die wichtigsten Akten zu Nordkorea, die die Stasi besessen habe, die Genossen müssten nun keine Sorge haben, dass die Papiere in falsche Hände geraten. Ob sie das als Zeichen seiner Treue sehen könnten? „Ihr könntt euch doch auf mich verlassen, ihr kennt mich doch“, flehte Statzkowski. „Wir haben dieselben Feinde. Ich stehe zu unserer gemeinsamen Sache. Mit der Konterrevolution da draußen habe ich nichts zu tun.“

Der Koreaner stand von seinem Stuhl auf und ging auf Statzkowski zu. Er nahm die Akten und sah sie durch, Blatt für Blatt. Viele Minuten vergingen. Dann nickte er. „Das dürfte das Wichtigste sein.“ Er sah Statzkowski an. „Wir halten nochmals Rücksprache mit unseren Chefs. Wir kennen dich seit langem. Von mir aus sollst du unser Mann sein und für uns in Zukunft arbeiten. Ich brauche dein Wort - und deine Unterschrift. Das kann ich dann nach Pjöngjang schicken.“

Er hielt Statzkowski ein Blatt hin, eigentlich eher einen Zettel, eng beschrieben mit koreanischen Schriftzeichen. Statzkowski konnte ein wenig Koreanisch, aber richtig gut verstand er die Sprache nicht. Egal, dachte er sich, ich habe mich längst entschieden. Mit einem großen Schwung setzte er seinen Namen unter das Dokument.

Blut

Irgendwann nach Mitternacht war Statzkowski wieder in seiner Wohnung angekommen. Er hatte wenig geschlafen. Es war sechs Uhr. Seine Frau Elfriede hielt ihm einen Kaffee hin und eine Scheibe Graubrot mit Leberwurst. Er aß in Stehen und sah schweigend hinaus in die Dunkelheit auf den gegenüberliegenden Wohnblock. „Ich muss los, nochmal zum Dienst“, sagte Statzkowski knapp und schloss die Wohnungstür. Mit dem Wartburg fuhr er den vertrauten Weg ins Büro, in die Dienststelle, wie er sagte, aber dort war nun auch alles anders. Kaum ein Licht brannte an diesem Novembermorgen in den Zimmern. Statzkowski ging nicht in Haus D wie üblich, sondern an F vorbei in die Lagerhalle.

Weber, Bergdorfer und Schultes warteten schon auf ihn. Er nickte, sie nickten stumm zurück. Auf der einen Seite der Halle lagen Papiere auf dem Boden, nicht durcheinander, sondern in geordneten Stapeln. Sie füllten ungefähr die Hälfte der Halle. Neben den Stapeln ratterte eine Maschine. Weber gab Schultes einen Stapel rüber, der steckte den Packen in die Maschine. Wie ein gefräßiges Tier nahm die Maschine die Papiere auf und zerschredderte sie. Bergdorfer zog die Schnipsel heraus, eine Unmenge an Papierfäden, grobes Konfetti, allerdings nicht bunt, sondern alles blassweiß bis gelb.

„Ablösung?“, fragte Statzkowski und Schultes schaute ihm in die Augen.

„Gerne“, antwortete er.

„Das Zeug muss weg, Hauptverwaltung eins bis drei haben wir schon durch, ich stehe hier bereits die halbe Nacht, jetzt brauche ich mal 'nen Kaffee.“

„Hast du verdient“, sagte Statzkowski, „gibt's was zu beachten? Und wann kommt das Material aus der Nebenstelle in Köpenick?“

„Holt Weber um zehn. Was zu beachten ist? Die Maschine läuft langsam heiß, das Messer links klappert ein bisschen, also pass auf deine Pfoten auf. Das Ding ist eigentlich dazu da, Äste zu zerhacken, wir hatten jetzt nichts anderes da. Die Zeit drängt.“

Schon machte Schultes Platz. Weber reichte nun Statzkowski das Papier rüber, lose Bündel, es staubte. Aber die Männer kamen gut voran. Ganz mechanisch gingen Statzkowski die Bewegungen von der Hand, ein Packen nach dem anderen. So ging es fast zwei Stunden. Draußen war es längst hell.

Dann spürte Statzkowski plötzlich ein Ziehen in seiner linken Hand. Es begann sachte und steigerte sich zu einem scharfen Stich. „Au“, schrie Statzkowski laut auf, dann sah er, wie sich das Papier unter der Maschine rot färbte. Weber stieß ihn weg.

„Pass doch auf“, schrie Bergdorfer, aber es war viel zu spät für solche Sprüche.

Statzkowskis Hand blutete. Kurz waren seine Finger in den Schlund mit den kleinen Messern geraten und jetzt schwoll das Blut aus seiner Hand und sickerte in die Papierschnipsel. Statzkowski krümmte sich auf dem Boden. Vor seine Augen schob sich ein grauer Vorhang.

Weber brachte ihn in eine stabile Seitenlage. Als er Statzkowskis Kopf nach hinten bog, sah er wenige Zentimeter entfernt etwas blitzen.

„Scheiße, Bergdorfer, schau mal da.“ Dort lag Statzkowskis Ringfinger. Der Nagel war ziemlich unversehrt, von ein paar roten Spritzern abgesehen. An Ende des Stumpfs hing der Ehering Statzkowskis.

Weber band Statzkowskis Arm mit seinem Gürtel ab und drückte ein Taschentuch auf seine Hand. Doch immer noch schoss das Blut aus der offenen Wunde.

„Mann, jetzt aber schnell in die Klinik“, rief Bergdorfer.

„Ob die das wieder annähen können?“, fragte Weber und sah auf den Finger.

„Vergiss es, da kenne ich mich aus, zu grob eingerissen. Und Eis zum Kühlen haben wir auch nicht. Es geht jetzt darum, dass uns Kurt nicht verreckt, pack an, ab ins Krankenhaus.“

Den Finger wickelte Weber in ein Blatt der Akten und warf ihn in den Müll. Die Schredderemaschine ratterte weiter.

Müll

Wie das stank! Annett Beskow ließ den Metalldeckel der Mülltonne wieder zuknallen. Ob da eine tote Ratte drin war? „Immer muss ich die Drecksarbeit machen“, schimpfte sie. Beskow arbeitete im „VEB Kombinat Stadtwirtschaft Berlin“. Hinter dem langen Namen verbarg sich nichts anderes als die Müllabfuhr. Annett Beskow hatte viel zu tun an diesem diesigen Novembermorgen 1989. Die meisten ihrer Kollegen waren nicht zur Schicht gekommen, denn sie hatten sich zu einem Besuch im Westen der Stadt aufgemacht. Da blieb viel Arbeit übrig, auch diese stinkende Mülltonne.

Annett Beskow atmete tief durch und gab sich einen Ruck. Sie musste diese Mülltonne leeren und über den Schacht kippen, der sich zwei Meter nach unten öffnete. Von dort transportierte ein Laufband, das gerade stillstand, den Müll in den Verbrennungsofen. Es schepperte laut, als die Tonne nach vorne kippte. Papier, Gemüsereste und anderer Müll rutschten in den Schacht. Annett Beskow sah nach unten. Da glänzte etwas. Sie sah es genau: Gold!

„Cindy, komm mal ruff!“, rief sie zu ihrer Kollegin. Gemeinsam sahen sie zum Laufband und dem Müll.

„Siehste, was da glänzt?“

„Total ekelig, erkennste das nicht?“

„Nee, was denn?“

„Na, das Fleisch da, so rosa, und dann der Ring.“

„Iiiiihhhh... da haste recht, das muss ein Finger sein.“

„Und drauf steckt noch 'en Ring, 'en goldener Ehering.“

Annett Beskow konnte nicht anders und starrte auf ihren eigenen Ehering, fast so, als wäre sie froh, dass er noch an ihrer Hand steckte.

„.... ein abgeschnittener Finger, deshalb hat das so gestunken.“

„Und nu?“, fragte die Kollegin. „Polizei rufen? Ich weiß nicht.“

„Die haben jetzt was anderes zu tun. Ganz Berlin wirbelt umeinander, viele sind im Westen. Wer weiß schon, wo der Finger herkommt.“

„Stimmt, lass uns weitermachen, ich will bald Feierabend machen.“

„Recht haste“, sagte die Kollegin und stellte das Laufband an. Der Müll verschwand in Richtung Ofen. Der goldene Ring blinkte noch ein wenig inmitten der alten Dosen und Gemüseschalen. Dann war er nicht mehr zu sehen.

Markttag

Segeij Apostel stand auf und ging zum Fenster seines Büros. Unten, auf dem Schöneberger Winterfeldmarkt, räumten die Händler jetzt, am frühen Nachmittag, ihre Stände zusammen, verstauten Gemüse in große Kisten und Fleisch in Kühlboxen. Apostel liebte diese Gegend. Gleich nach der Wende hatte er ein Büro am Winterfeldmarkt aufgemacht, im Westen Berlins, als bewussten Schnitt zu seinem Leben in der DDR davor. Das Messingschild „Sergeij Apostel“ hing nun schon über ein Vierteljahrhundert neben dem Hauseingang an der Fassade, nur mit dem Namen und ohne weitere Angaben, welchem Gewerbe er nachging.

Sergeij Apostel sah sich das Foto nochmals an. Eben erst war es ihm entgegengefallen, aus einem festen weißen Umschlag. Das Bild zeigte eine junge Frau, ein hübsches Gesicht mit ruhigen Augen und einem markanten Kinn. Das könnte meine Tochter sein, dachte sich Apostel. Ein Brief lag bei dem Foto.

Apostel begann zu lesen: „Ich vermisste meine Tochter seit einem Vierteljahr“, schrieb da ein gewisser Dr. Harald Klein aus Frankfurt. Wieder eine dieser Vermissten-Storys, dachte sich Apostel, das klang alles eher nach Routine. Nicht dass er auch ab und zu Routine brauchte, damit verdiente er sein Geld, dort eine verschwundene Ehefrau, da ein Mann, der herausfinden wollte, ob seine Partnerin ihn betrog. Aber Spaß machten diese Fälle nicht, das wusste Sergej Apostel aus langer Erfahrung. Jetzt mit Ende 60 hatte er schon viel gesehen als Privatdetektiv, und zusätzlich konnte er einige Jahre als junger Polizist dazurechnen. Doch diese Zeit bei der Polizei vor der

Wiedervereinigung, das war ein anderes Leben, eine andere Epoche, an die er mit gemischten Gefühlen zurückdachte.

Apostel las sich den Brief nochmals durch. Er klang nicht danach, also würde diesem Dr. Klein seine Tochter wirklich fehlen. Der Text las sich eher kühl und distanziert: Die Tochter heiße Charlotte, studiere an der Humboldt-Universität und habe sich seit drei Monaten nicht gemeldet. Apostel sah sich das Papier genauer an: Ein makelloser Briefkopf, offenbar legte dieser Dr. Harald Klein Wert auf Etikette und hatte auch Geld dafür. Das Papier hatte jedenfalls ein Wasserzeichen.

Draußen blies eine Böe Schneeregen auf den Asphalt. Die Tage waren schon länger und heller, aber der Winter wollte offenbar so schnell nicht seinen Rückzug antreten. Richtig große Lust hatte Apostel nicht auf den Fall. Was ging es ihn an, wenn diese junge Frau vielleicht irgendwo nach Indien ausgebüxt war? Ihm konnte es doch egal sein, ob sie sich bei ihrem Vater abgemeldet hatte. Ihn gaben große Fälle eher den Kick, eine Energie, die ihm im fortgeschrittenen Alter Antrieb verschaffte. Doch ein solcher Vermisstenfall brachte Geld. In letzter Zeit waren die Geschäfte insgesamt eher schlecht gelaufen, das Konto sah nicht allzu prall aus, zumal die Ägyptenreise über Weihnachten teuer gewesen war. Apostel wählte die Nummer in Frankfurt.

„Doktor Klein“, meldete sich eine kräftige Stimme nach wenigen Freitönen.

„Apostel, ach ja, der Berliner Detektiv, ein Kollege hat Sie mir empfohlen“ sagte Klein, nachdem sich Apostel vorgestellt und nach weiteren Details des Falls gefragt hatte. „So viel kann ich Ihnen über meine Tochter auch nicht erzählen. Viel Kontakt hatte ich nicht mit Charlotte.“

„Aber eine Adresse, das bräuchte ich bitte schon, um weiterzukommen“, sagte Apostel. „Das wäre eine hilfreiche Information für mich. Und bestimmt wissen Sie, was Ihre Tochter studiert. Ich will an der Uni recherchieren. Die Humboldt-Uni ist sehr groß, deshalb erlaube ich mir die Frage.“

„Ja, zu groß, Deutschland hat eben zu viele Studenten, die sich dann später als Taxifahrer durchschlagen. Aber das ist ein anderes Thema.“

Eben, dachte sich Apostel. Politische Belehrungen sind im Honorar nicht inbegriffen. Ich will Fälle lösen und nicht die Welt retten.

„Meine Tochter hat Germanistik studiert“, fuhr Klein fort und stöhnte ein wenig. „Was sie damit wollte, weiß ich auch nicht. Mir wäre Jura lieber gewesen, das habe ich studiert und damit bei der Bank gute Karriere gemacht.“ Apostel tippte die Angaben in seinen Laptop.

„Besucht habe ich meine Tochter eher selten. Zuletzt habe ich sie im Herbst, so vor fünf Monaten, gesehen, als ich mal beruflich in Berlin war. Da haben wir uns kurz am Potsdamer Platz bei Starbucks getroffen. Weihnachten war sie sonst immer bei uns, dieses Mal nicht. Seit der Adventszeit habe ich kein Lebenszeichen von ihr. Aber eine Adresse, ja, die habe ich. Wrangelstraße 77. Aber fragen Sie mich nicht, wo das genau liegt. Ich denke, irgendwo in Kreuzberg.“

„Danke für die Informationen, Herr Dr. Klein. Und die Polizei? Haben Sie die schon eingeschaltet?“, fragte Apostel.

„Ja, ja, wir haben uns erkundigt und sie als vermisst gemeldet. Sie ist zum Glück nirgends tot aufgefunden

worden und liegt auch nicht auf irgendeiner Intensivstation“, sagte Klein.

„Aber, Herr Apostel, Sie sollten die Polizei in Zukunft lieber aus dem Spiel lassen, bitte. Zumal die Polizei bisher nichts herausgefunden hat, aber auch gar nichts. Na, von dem Berliner Sauladen von Senat habe ich auch nichts anderes erwartet. Deshalb habe ich ja Sie angeschrieben.“

„Ich kümmere mich drum und melde mich“, sagte Apostel, dankte und legte auf. Das reichte ihm fürs Erste. Kein schöner Fall, aber immerhin ein Auftrag, dachte er sich. Er wollte sich am Nachmittag darum kümmern.

Dann hörte Apostel einen dumpfen Schlag, laut und plötzlich, aber ein Geräusch, das er nur zu gut kannte. Scharnhorst, sein Kater, hatte sich mit einem weiten Sprung von der Kommode auf den Fußboden gestürzt. Er machte einen Buckel, streckte sich und gähnte. „Komm, es gibt ein spätes Mittagessen, nur für uns beide“, sagte Apostel. „Es ist noch Lasagne von gestern Abend übrig, und für dich gibt's ja immer das Gleiche.“ Er ging in die Küche, öffnete eine Büchse Futter für den Kater und stellte für sich die Lasagne in die Mikrowelle.

Käsekuchen

Am nächsten Morgen schlug die Turmuhr von Sankt Matthias, der großen Kirche am Winterfeldplatz, zehn. Apostel ließ ein Bein aus dem Bett hängen und zog langsam das zweite nach, weniger aus Lust am Aufstehen, sondern aus Mitleid mit dem Kater. Scharnhorst hockte auf dem Bettvorleger und miaute missgelaunt. Er hatte seit gestern nichts mehr zum Essen bekommen. Apostel ging in die Küche, und als er die Büchse mit dem Katzenfutter öffnen wollte, sprang Scharnhorst an seinen Beinen hoch. Die Krallen kratzten. Apostel stieß das Tier wieder auf die Küchenfliesen. „Mistkater! Nimm’ dir gefälligst ein Beispiel an deinem Namensgeber und übe dich in militärischer Disziplin“, sagte Apostel mit einem Schmunzeln, und schüttete das Futter in eine Schüssel. Scharnhorst steckte mit großer Gier sein Maul in die braunen Fleischstücke.

Apostel hatte selbst Appetit. Leichte Kopfschmerzen pochten an seine Schläfen. Gestern Abend war es spät geworden. Apostel hatte im Fall Charlotte recherchiert und sich dann um einen anderen, größeren Fall gekümmert. Nach vielen Telefonaten und E-Mails hatte ihn sein Nachbar Rüdiger in eine Bar in der Nachbarschaft gelockt. Vor dem Schlafengehen hatte Apostel noch eine Aspirintablette in einem Glas Whiskey aufgelöst. Aber das hatte nur wenig geholfen, Kopfschmerzen am nächsten Morgen zu vermeiden.

Apostel ging aus der Küche in sein Wohnzimmer, streckte seine steifen Beine, machte ein paar Yogaübungen auf dem Teppich, nahm eine kalte Dusche und zog sich einen braunen Cordanzug an. Apostel schätzte eine unaufdringliche Eleganz im Alltag bei der Kleidung, beim

Essen und in seiner Wohnung. Denn früher hatte er in seinem Leben zu viel schlechten Geschmack erleiden müssen, zu viel Plastikgeschirr, zu viele Plastikhemden und zu viele Plastikautos, wenn er an die Trabis dachte, die aus Kunststoff geformt waren. Das Schicksal hatte ihm einiges abverlangt, Brüche, Höhen und Tiefen, eine Scheidung und etliche Affären. Auch nun war sein Leben immer noch nicht das, was man nur annährend ruhige Bahnen hätte nennen können. Das ließ sein Beruf auch gar nicht zu.

In Apostels Magen meldete sich eine gewisse Leere. Er fuhr zum „Café Einstein“ Unter den Linden. Apostel wählte wie immer einen Platz mit Blick auf die belebte Straße. Ab und zu saßen in dem Restaurant schon einmal Politiker aus dem nahen Regierungsviertel beieinander. Apostel fühlte sich wohl im ‚Einstein‘, nicht wegen der Prominenz oder besser Halbprominenz, sondern wegen der österreichischen Küche und der vielen Zeitungen.

Er bestellte ein kleines Glas blauen Zweigelt und Gulasch, eines seiner Lieblingsgerichte. Apostel nahm sich die „Süddeutsche“ und genoss das Essen. Der Wein schmeckte, und nachdem er einen Kaffee getrunken hatte, verschwand auch der allerletzte Rest von Kopfschmerzen.

Da kam Gregor Wollberg auf Apostel zu. Wollberg trug einen grauen Anzug und eine dezente Krawatte. Er hatte einen ungewöhnlichen Beruf, war nicht Kellner, sondern eher eine Art Empfangschef, wie ihn es sich nur das ‚Einstein‘ leistete. Wollberg begrüßte die Gäste freundlich und zuvorkommend, er lenkte unauffällig die Wege der Kellner und unterschied bei alldem nicht zwischen Minister und Tourist, Wirtschaftsboss oder Student. In seiner dezenten und etwas distanzierten, aber immer verbindlichen Art erinnerte Wollberg an Herren aus früheren Jahrzehnten wie Prinz Philip oder Richard von